

LESEPROBE

Noah Lindholm

Was du suchst, ist schon da

*Ein spiritueller Roman über Angst, Loslassen und
inneren Frieden*

Hinweis für den Leser

Dies ist ein Roman. Christoph Falks Weg ist seiner, nicht deiner. Dieses Buch gibt dir keine Anleitung und kein fertiges Rezept. Es erzählt eine Geschichte, so ehrlich es kann. Was du darin für dein eigenes Leben erkennst, entscheidest du selbst.

Zwei Dinge in dieser Geschichte sind im Leben ernster als auf dem Papier: Panikattacken und die Demenz eines Elternteils. Wenn dich eines davon selbst betrifft, gehört die Unterstützung durch Menschen, die dafür ausgebildet sind, zu den klügsten Entscheidungen, die du treffen kannst.

Und eine Bitte: Lies nicht schnell. Dieses Buch hat keine Eile. Manche Absätze sind wie Räume. Man muss kurz darin stehen bleiben, damit sie sich zeigen.

Prolog

Vierundzwanzig Jahre zuvor

Der Nachmittag, an dem seine Mutter starb, roch nach Vanillepudding. Er stand auf dem Beistelltisch, unberührt, mit einem Löffel daneben, den niemand mehr brauchen würde, und durch die Jalousie fiel das Licht in schmalen Streifen auf das Bett.

Christoph war zwanzig. Er saß auf dem Stuhl, der zu niedrig für das Bett war, und hielt die Hand seiner Mutter. Er wusste nicht, ob sie es merkte. Die Schwester hatte gesagt, das Gehör bleibe am längsten, also hatte er eine Weile geredet, von der Uni, vom Auto, von nichts, bis ihm die Worte ausgegangen waren. Jetzt saß er nur noch da.

Sein Vater stand unten am Eingang und rauchte. Er rauchte seit drei Tagen wieder, nach elf Jahren, und Christoph hatte nichts dazu gesagt. Manche Menschen können nicht bleiben, wenn es ernst wird. Sein Vater konnte Dächer decken, Verträge lesen und einen Motor auseinandernehmen, aber er konnte nicht auf diesem Stuhl sitzen. Christoph konnte es. Das war das erste Mal, dass er etwas konnte, das sein Vater nicht konnte, und er hätte gern darauf verzichtet.

Der Atem seiner Mutter war flach geworden, dann langsam. Zwischen den Atemzügen lag jetzt Zeit. Christoph begann mitzuatmen, ohne es zu wollen, sein Körper machte das einfach, als könnte er ihr etwas abnehmen. Draußen auf dem Flur klapperte ein Wagen vorbei. Irgendwo lachte jemand kurz auf und brach ab.

Dann kam der nächste Atemzug nicht.

Christoph wartete. Er wartete noch, als er längst begriffen hatte.

Was dann geschah, hat er nie jemandem erzählt, weil es keine Worte dafür gab, die nicht sofort falsch wurden. Das Zimmer

wurde nicht leer. Es wurde voll. Die Streifen aus Licht lagen auf der Bettdecke, und in dem Licht hing Staub, der langsam stieg und sank, als hätte er alle Zeit, die es gibt. Die Hand in seiner Hand war noch warm. Sein eigener Atem ging weiter, ruhig, von selbst. Und da war eine Stille, die nichts wegnahm. Sie war einfach da, größer als das Zimmer, und sie hatte nichts Kaltes. Christoph saß darin wie in etwas, das ihn schon immer gekannt hatte. Er hatte keine Angst. Das war das Erstaunlichste: dass da keine Angst war, nicht einmal Trauer, noch nicht, nur dieses wache, weite Da, und der Staub im Licht.

In der Tür stand jemand vom Personal, gegen das helle Flurlicht nur ein Umriss. Wer immer es war, blieb stehen und störte nicht. Vielleicht nickte der Umriss ihm zu. Vielleicht war es auch nur das Licht.

Später sagte die Schwester, es seien ein paar Minuten gewesen. Für Christoph war es keine Zeit gewesen, in der man Minuten zählt.

Dann setzte der Betrieb ein. Türen, Schritte, das Wort Beileid, eine Hand auf seiner Schulter. Sein Vater kam herauf, mit rotem Gesicht, und schaute alles an, nur das Bett nicht. Es gab Formulare. Christoph füllte sie noch am selben Abend aus, am Küchentisch der Wohnung, in der er aufgewachsen war. Seine Handschrift war ordentlich. Das erschreckte ihn, einen Moment lang, dann erschrak er auch darüber nicht mehr.

Er vergaß den Nachmittag nicht. Er legte ihn nur dorthin, wo man nicht mehr hinsieht, und baute davor, Jahr für Jahr, Wand für Wand.

Vierundzwanzig Jahre würde es dauern, bis er sich erinnerte.

Kapitel 1 - Staub im Licht

Dreiundvierzig Folien, und der Saal gehört ihm.

Christoph Falk ist bei Folie neun, und er weiß, wo jeder Blick im Raum gerade ist. Er weiß es so, wie er die Lasten in einem Tragwerk weiß, ohne nachzurechnen. Die Stadtbaurätin hat vor vier Minuten aufgehört mitzuschreiben, das ist gut, sie hört zu. Der Mann vom Investor lehnt sich zurück, die Fingerspitzen aneinandergelegt, das ist besser. Die beiden vom Preisgericht schauen abwechselnd auf die Leinwand und auf das Modell, das vor ihnen auf dem Tisch steht, weiß und still wie ein zugefrorener Hafen.

Fünfzehn Jahre führen zu diesem Vormittag. Das Hafenquartier ist das größte Projekt, das die Stadt seit einer Generation vergibt, und Christoph trägt es hier herein wie etwas, das ihm bereits gehört. Er kennt jede Zahl. Er kennt jede Frage, die kommen wird, und drei Antworten auf jede. In seiner Sakkotasche vibriert lautlos das Telefon, zweimal, er registriert es wie das Summen der Lüftung und spricht weiter. Hinten rechts sitzt Victor und zählt lautlos mit, die Minuten, die Folien, die Gesichter. Victor zählt immer.

Bei Folie vierzehn setzt sein Herz einen Schlag zu früh. Dann einen aus.

Christoph spricht weiter. Wegeführung, Sichtachsen, die Promenade am Wasser. Das Herz findet den Takt nicht wieder, es stolpert, fängt sich, stolpert, und vom Kragen her steigt Wärme auf, die nicht aus dem Raum kommt. Er rechnet, das kann er, noch neunundzwanzig Folien, elf Minuten, dann Fragen, dann raus. Die Zahlen helfen zwei Sätze lang. Dann helfen sie nicht mehr.

Der Boden wird eine Idee weicher. Seine Stimme läuft weiter, er hört sie von etwas weiter weg, eine gute Stimme, ruhig, sie sagt gerade Aufenthaltsqualität, und während sie das sagt, zieht sich in seiner Brust etwas zusammen, das kein Muskel ist. Auf seiner Oberlippe liegt Salz. Der Klicker liegt in seiner Hand, und die Hand weiß nicht mehr, wozu.

Nicht hier, denkt Christoph. Das ist der erste klare Gedanke, nicht Hilfe, nicht was ist das, sondern: nicht hier. Nicht vor der Baurätin, nicht vor Victor, nicht vor einem halben Leben Arbeit, die in diesem Modell auf dem Tisch steht. Der zweite Gedanke ist kürzer. Ich sterbe. Er kommt ohne Ausrufezeichen, sachlich, wie eine Zeile aus einem Gutachten, und genau das macht ihn so groß.

Die Welt rückt hinter Glas. Die Gesichter der Jury sind noch da, freundlich, nickend, meilenweit entfernt. Sein Mund macht Folie fünfzehn. Irgendetwas in ihm präsentiert weiter, faltet die Hände an der richtigen Stelle, setzt die Pause, und Christoph steht daneben und fällt.

Dann bleibt sein Blick am Licht hängen.

Im Kegel des Beamers, quer durch den halbdunklen Saal, hängt Staub. Er steigt und sinkt, ganz langsam, als hätte er alle Zeit, die es gibt.

Und für einen Moment ist alles nur da.

Das Licht. Der Staub darin. Das Atmen. Der Saal, gestochen scharf und vollkommen still, obwohl seine Stimme irgendwo weiterspricht. Die Angst ist auch noch da, aber sie drückt nicht mehr, sie liegt einfach im Raum wie das Modell auf dem Tisch. Nichts fehlt. Nichts muss weg. Es ist die einfachste Sache der Welt, und sie ist so weit, dass die dreiundvierzig Folien darin verschwinden wie Staub im Licht.

Drei Sekunden. Vielleicht weniger.

Dann sagt jemand seinen Namen. Es ist seine eigene Stimme. Sie sagt: „Folie sechzehn zeigt die Wegeführung am südlichen Becken.“ Und Christoph ist wieder hinter seinen Augen, das Herz läuft, zu schnell, aber es läuft, die Wärme sitzt noch im Kragen, und der Saal hat nichts gemerkt. Die Baurätin lächelt an der Stelle, an der alle lächeln.

Den Rest der Präsentation fährt die Maschine. Sie ist gut, die Maschine, sie ist fünfzehn Jahre lang jeden Tag gefahren worden. Sie beantwortet die Frage nach den Baukosten mit der Gegenfrage nach den Folgekosten, sie lässt die Pause vor der letzten Folie stehen, sie bedankt sich mit genau der richtigen Mischung aus Stolz und Demut. Man nickt ihm zu. Man werde sich melden, „sehr überzeugend, danke“.

Victor fängt ihn am Ausgang ab und klopft ihm auf die Schulter, einmal, das ist bei Victor eine Umarmung. „Sauber durchgezogen“, sagt er. „Bei fünfzehn hätte ich die Pause kürzer gemacht, aber gut. Die Rendering-Sequenz zieht, hab ich dir gesagt.“

„Ja“, sagt Christoph, und mehr hat er nicht.

Victor ist schon beim Telefon, beim nächsten Termin, bei der Frage, wann die Entscheidung fällt. Christoph bleibt noch im Saal, während der Techniker die Kabel zieht. Der Beamer fährt herunter, der Lichtkegel erlischt, und der Staub ist weg, von einer Sekunde auf die andere, als wäre er nie da gewesen.

Der Staub ist noch da, denkt Christoph. Man sieht ihn nur nicht mehr.

Er weiß nicht, warum ihn dieser Gedanke nicht loslässt. Er weiß überhaupt nicht, was das eben war, da oben, bei Folie fünfzehn, zwischen dem Sterben und Folie sechzehn, und je länger er im leeren Saal steht, desto weniger weiß er es. Er

weiß nur, dass er seit vierundzwanzig Jahren nicht mehr so wach gewesen ist, und er hat keine Ahnung, woher diese Zahl kommt.

Auf dem Parkplatz holt er das Telefon aus der Tasche. Zwei verpasste Anrufe, Lea. Er wird sie zurückrufen, heute Abend, morgen, wenn das hier vorbei ist, was immer das hier ist. Er schließt das Auto auf und merkt erst jetzt, dass er den Klicker noch in der Hand hält, den ganzen Weg vom Saal bis hierher. Seine Finger tun weh.

So fest hat er ihn gehalten.

Kapitel 2 - Vierzig Kilometer

Die Autobahn nimmt ihn auf wie an jedem Abend, drei Spuren, Rücklichter, das eigene Spiegelbild schwach in der Scheibe. Bei Kilometer sechs ruft Victor an, die Freisprechanlage legt seine Stimme über das Reifenrauschen.

„Die Baurätin hat am Ende genickt“, sagt Victor. „Nicht das Höflichkeitsnicken. Das andere. Und der Mann von der Hafengesellschaft hat sich beim Rausgehen das Modell noch mal von der Wasserseite angesehen. Sechzehn Sekunden. Ich hab mitgezählt.“

„Du hast mitgezählt.“

„Ich zähle immer. Du redest übrigens im Schnitt einundvierzig Sekunden pro Folie, bei den Renderings länger. Ist gut so. Bei den Renderings sollen sie ja schauen, nicht dir zuhören.“

„Und die Hamburger?“, fragt Christoph, um etwas zu fragen.

„Machen wieder Töne. Angeblich haben sie für die Nachreichung ein Filmteam gebucht. Ein Filmteam, Christoph. Wir bauen Städte, die drehen Trailer.“

So ist Victor. Er hat die Welt in Zahlen übersetzt, damit sie ihm nichts mehr anhaben kann, und das Erstaunliche ist, wie oft die Zahlen recht behalten. Sie reden über die Nachreichfristen, über die Hamburger, die am Donnerstag präsentieren, über den Termin mit den Fachplanern. Christoph sagt die richtigen Dinge an den richtigen Stellen. Seine Stimme macht das gut, sie hat fünfzehn Jahre Übung.

Kurz vor dem Kreuz fragt Victor, beiläufig, wie man nach dem Wetter fragt: „Alles klar bei dir? Du klingst durchgenudelt.“

„Langer Tag“, sagt er.

Es stimmt sogar. Es ist nur nicht die Antwort auf die Frage.

Nach dem Kreuz wird die Autobahn zur Stadtstraße, Ampeln, Leuchtreklame, der Elektromarkt, der seit Jahren Räumungsverkauf hat. An der zweiten Ampel steht eine Gruppe am Übergang, eine Frau lacht in ihr Telefon, ein Mann balanciert eine Kiste Wasser auf der Schulter, ein Kind zieht an einer Hand. Christoph sieht ihnen zu und merkt, wie er ihnen zusieht: wie Staffage, Maßstabsfiguren, wie man sie in Visualisierungen setzt, damit die Architektur bewohnt aussieht. Er hat Menschen immer so gesehen, fällt ihm auf, als Beleg für den Maßstab. Das Kind schaut durch die Windschutzscheibe genau zu ihm her, zwei, drei Sekunden, wie Kinder schauen, ohne Grund und ohne Höflichkeit. Dann springt die Ampel um.

Er fährt an und erinnert sich zwanzig Minuten später an nichts mehr. Nicht an das Kreuz, nicht an den Tunnel, nicht an die Baustelle bei Kilometer zwölf. War die Baustelle noch da? Er weiß es nicht. Vierzig Kilometer, und er war nicht dabei.

Das ist ihm tausendmal passiert. Jeder fährt so nach Hause, halb Mensch, halb Gewohnheit. Heute erschrickt er darüber. Er könnte nicht sagen, warum heute, außer dass er seit dem Vormittag ein feineres Gehör hat für alles, was ohne ihn läuft.

Das Haus liegt ruhig in seiner Straße, klare Kanten, viel Glas, die Fassade, die vor neun Jahren in zwei Zeitschriften war. Er hat es selbst umgebaut, jede Achse, jede Fuge, bis das alte Siedlungshaus verschwunden war und etwas dastand, das aussieht wie er: aufgeräumt, durchdacht, mit großen Fenstern und wenigen Stellen, an denen man sich anlehnen möchte. Als er aufschließt, riecht es nach Ofengemüse und nach dem Lavendelzeug, das Miriam ins Treppenhaus stellt.

Miriam steht in der Küche und räumt die Spülmaschine ein, das Radio murmelt leise. „Und?“, fragt sie, ohne sich umzudrehen.

„Gut gelaufen. Sie melden sich.“

„Heißt das bei denen etwas?“

„Vier Wochen, offiziell. Victor tippt auf drei.“

Sie nickt, stellt zwei Gläser in den Schrank. Er nimmt sich Wasser, lehnt an der Arbeitsplatte. Auf dem Herd steht das Blech mit dem übrigen Gemüse, sie schiebt es ihm hin, und während er im Stehen isst, erzählt sie von ihrem Tag, ein Satz, zwei. Die Praxis war voll, die neue Rezeptionistin lernt schnell, und die alte Frau Wenzel, die mit der Hüfte, hat heute zum ersten Mal seit der Operation die Treppe geschafft, alle vierzehn Stufen, und unten geweint vor Stolz. Christoph hört mit halbem Ohr zu, so wie immer, und ertappt sich dabei, so wie nie. Für einen Moment hört er wirklich hin, sieht Miriam an, wie sie mit dem Geschirrtuch über die Arbeitsplatte wischt und dabei lächelt, weil eine fremde alte Frau eine Treppe geschafft hat. Miriam stutzt kurz, als spüre sie den Unterschied, und wischt weiter.

Sie fragt nicht, was mit ihm ist. Er erzählt nicht, was mit ihm war. Beides ist eingeübt, seit Jahren, eine Höflichkeit, die einmal Rücksicht war und irgendwann nur noch Ablauf. Es ist kein schlechter Abend. Es ist gar kein Abend, es ist die Verwaltung von einem.

Später geht er nach oben, um Lea zurückzurufen, und weil ihr Zimmer auf dem Weg liegt, will er gleich klopfen. Unter ihrer Tür liegt ein Streifen Licht, dahinter läuft Musik, gedämpft, ein Bass wie ein zweiter Herzschlag. Er hebt die Hand.

Als Lea sechs war, hat er sie samstags auf die Baustellen mitgenommen, mit einem Helm, der ihr über die Ohren

rutschte, und sie hat alles gefragt, warum die Wand da steht, warum das Loch da ist, warum man nicht einfach das ganze Haus aus Fenstern baut. Er hat alles beantwortet, damals hatte er auf alles eine Antwort, und sie hat die Antworten gesammelt wie andere Kinder Steine. Irgendwann hat das aufgehört. Solche Dinge hören nicht an einem Tag auf. Sie hören in Terminen auf, in verschobenen Samstagen, in einem Ich-muss-nur-noch-kurz, das sich über Jahre stapelt, und am Ende steht man vor einer Tür mit einem Streifen Licht darunter und weiß nicht einmal, weswegen das eigene Kind angerufen hat.

Er klopft nicht. Morgen, denkt er. Morgen in Ruhe.

Im Arbeitszimmer fährt er den Rechner hoch, um die Mails wegzuräumen, und öffnet stattdessen den Ordner mit den finalen Renderings. Die Promenade am Abend, warmes Licht, Menschen auf den Holzdecks. Er scrollt langsam durch die Bilder, die er seit Monaten kennt, und bleibt an einer Frau mit Kaffeebecher hängen, lächelnd, den Kopf leicht gedreht. Dieselbe Frau sitzt an drei Stellen der Promenade und lächelt dreimal in dieselbe Richtung. Staffage aus der Bibliothek, eingesetzt von einem Praktikanten, abgenommen von ihm selbst. Es ist nie jemandem aufgefallen. Ihm auch nicht. Er schaut die dreifache Frau lange an. Dann sucht er die Freigabe-Mail von damals heraus, seine eigene Antwort an den Praktikanten, drei Wörter, gesendet um 23:52 Uhr: Passt so. Weiter. Ein ganzes Leben lässt sich offenbar aus solchen Mails zusammensetzen. Er klappt den Rechner zu, mitten im Lüfterrauschen.

Auf dem Weg nach unten kommt er an den gerahmten Plänen im Flur vorbei, Wettbewerbe, Preise, das Haus am See. Er sieht sie nicht an. Man sieht die eigenen Wände nicht mehr an, irgendwann.

In der Küche räumt er die Spülmaschine leer, das Telefon zwischen Ohr und Schulter, die Mailbox läuft. Victor, noch einmal, mit zwei Zahlen, die bis morgen warten können. Die Zahnarztpraxis, Erinnerung an die Kontrolle. Dann nichts mehr. Von Lea keine Nachricht, nur die zwei verpassten Anrufe, stumm in der Liste. Ein Glas rutscht ihm aus den Fingern, er fängt es aus der Luft, ohne hinzusehen. Die Reflexe sind da. Nur er war es nicht.

Um zehn nach drei ist er wach. Miriams Atem geht ruhig neben ihm, das Rollo lässt einen grauen Rand von Straßenlicht herein. Christoph liegt auf dem Rücken und versucht, den Vormittag zu rekonstruieren, Folie fünfzehn, die Hitze am Kragen, der Kegel aus Licht. Er baut den Moment nach wie ein Modell: das Licht hierhin, den Staub dorthin, die Stille als Raum dazwischen. Aber je genauer er baut, desto leerer wird das Modell. Was da war, zieht nicht ein.

Er versucht es sogar andersherum. Er ruft sich die Angst zurück, die Enge, das Kippen des Saals, in der Hoffnung, dass hinter der Angst wieder das andere wartet, so wie es am Vormittag hinter der Angst gewartet hat. Sein Herz macht zwei höfliche Extraschläge, mehr nicht. Die Tür, falls es eine Tür war, hat auf seiner Seite keinen Griff.

Und da ist noch etwas, das er nicht zu Ende denkt, weil es sich nicht zu Ende denken lässt. Irgendwer hat Folie sechzehn gesagt, mit seiner Stimme, in seinem Tonfall, während er selbst damit beschäftigt war zu sterben. Er ist diesem Irgendwem zu Dank verpflichtet. Er möchte ihm nie wieder begegnen.

Er steht auf, leise, geht in die Küche, trinkt ein Glas Wasser im Dunkeln. Der Kühlschrank brummt, setzt aus. Für einen Atemzug bleibt nur das Dunkel. Christoph horcht hinein wie in einen Tunnel und wartet, dass da etwas ist. Dann ist es eine

Weile still, und es ist keine unangenehme Stille. Nichts ist da. Eine Küche nachts, ein Mann im T-Shirt, ein Glas Wasser. Er geht wieder hoch und schläft gegen halb fünf ein.

Um halb sieben steht er in der Küche und macht Kaffee. Die Maschine braucht vier Minuten zum Aufheizen, er weiß es auf die Sekunde, er hat es einmal gestoppt. Während sie heizt, räumt er die zwei Tassen von gestern weg und legt sich den Satz zurecht, mit dem er Lea beim Frühstück fragen will, ganz beiläufig, weswegen sie angerufen hat. Nichts Großes daraus machen. Einfach fragen.

Um zehn vor sieben klingelt das Telefon. Eine Festnetznummer, die er nicht kennt.

„Haus Elisabeth, guten Morgen, Colak mein Name, ich bin die Pflegedienstleitung. Es ist nichts Schlimmes passiert.“ Sie sagt es als ersten Satz, sie sagt solche Sätze offenbar öfter, im Hintergrund klappert ein Frühstückswagen. „Ihrem Vater geht es den Umständen entsprechend gut. Aber er ist seit heute Nacht sehr unruhig, er schläft nicht, er steht immer wieder auf und will in den Flur. Er verlangt nach jemandem, und wir kommen nicht dahinter, wen er meint.“

„Nach wem denn?“

„Nach dem Jungen. Er sagt nur das, die ganze Nacht. Der Junge. Wir haben gefragt, welcher Junge, aber da kommt nichts weiter. Hatte Ihr Vater früher einen Jungen im Umfeld? Einen Enkel vielleicht?“

„Eine Enkelin.“

„Hm.“ Eine kleine Pause, in der der Frühstückswagen vorbeiklappert. „Manchmal meinen sie sich selbst, als Kind. Und manchmal meinen sie jemanden, den wir alle nicht kennen. Wir wollten nur sichergehen. Wenn Ihnen etwas einfällt, rufen Sie an.“

Während sie spricht, hört Christoph oben die Dusche anspringen, dann Leas Tür, dann ihre Schritte auf der Treppe, das Klappern in der Küche, die Kühlschranktür, und bis er das Gespräch beendet hat, ist die Haustür schon wieder zugefallen. Der zurechtgelegte Satz liegt noch da, unbenutzt.

Christoph steht am Fenster, draußen liegt der Garten grau im ersten Licht, die Hecke, die er nie selbst schneidet, die Terrasse, auf der im Sommer selten jemand sitzt.

„Nein“, sagt er.

Aber kaum ist das Wort heraus, fühlt es sich falsch an. Als wüsste ein Teil von ihm mehr, als er selbst weiß.

Kapitel 3 - Das Haus, das er nicht erkennt

Er will sofort fahren. Der Kalender gewinnt.

Um acht sitzt er in der Runde mit den Tragwerksplanern, um halb elf im Termin mit der Stadt, dazwischen zwei Anrufe, die nicht warten können, sagt Victor, und Victor hat recht, das ist das Schlimme an Victor. Als Christoph um Viertel nach vier den letzten Termin absagt, steht Victor schon im Mantel in seiner Tür. „Familie?“, fragt er. „Familie“, sagt Christoph. Victor nickt, wie er über ein Budget nickt, das er nicht kürzen kann. „Grüß deinen Vater. Der hat mir mal einen Dachstuhl erklärt, in zwei Minuten, besser als jeder Prof.“ Es ist das Wärmste, was Victor seit Wochen gesagt hat, und er sagt es im Gehen.

Christoph sagt sich auf der Fahrt, dass es keinen Unterschied gemacht hätte, ob er um neun am Heim gewesen wäre oder jetzt. Der Satz hatte bis mittags funktioniert. Danach hatte er alle zwanzig Minuten auf die Uhr geschaut.

Es ist Ende Mai, die Platanen vor dem Heim tragen schon volles Laub, und auf dem Rasenstreifen am Parkplatz hat jemand die ersten Gänseblümchen stehen lassen, eine Insel im gemähten Gras. Haus Elisabeth liegt am Rand der Altstadt, ein langer Riegel mit ockerfarbener Fassade. Christoph sieht das Gebäude, wie er Gebäude eben sieht: eine Sanierung aus den Neunzigern, Vollwärmeschutz, der die Fenster tiefer in die Wand gedrückt hat, bis sie zu klein wirken für die Flächen, ein angeklebter Eingangspavillon aus Glas an der Ostseite, automatische Türen, davor Rollator-Stellplätze unter einem Vordach. Solide gemacht, von jemandem, der sparen musste. Er ist in vier Jahren vielleicht zwanzigmal hier gewesen und hat

das Haus nie länger angesehen als heute, im Aussteigen, und auch heute nur, weil er auf das Klingeln des Telefons wartet, das nicht kommt.

Am Empfang nennt er seinen Namen, „Falk, zu Herrn Falk“, und die Frau hinter dem Tresen lächelt ihn an wie einen Erstbesucher und erklärt ihm freundlich den Weg zur Station 2, links am Aufzug vorbei. Er ist so selten hier, dass man ihn nicht kennt, und das Haus ist so freundlich, es ihn nicht spüren zu lassen.

Innen empfängt ihn das Farbleitsystem, gelbe Flure links, grüne rechts, Handläufe, abgehängte Decken mit quadratischen Leuchten. Am Schwarzen Brett hängt der Speiseplan der Woche, daneben ein Zettel vom Chor, Dienstag entfällt. Es riecht nach Mittagessen und Reinigungsmittel und darunter, ganz schwach, nach etwas anderem, das er nicht benennen kann und das ihn nichts angeht.

Neben dem Aufzug hängen gerahmte Fotografien, das Haus in Schwarzweiß, Männer mit Hüten davor, eine Jahreszahl in weißer Schrift. Der Aufzug ist besetzt, ein Bett wird verladen, und Christoph wartet mit dem Rücken zu den Fotos und nimmt dann doch die Treppe.

Das Treppenhaus ist der einzige Ort im Haus, den die Sanierung übersprungen hat. Terrazzoboden, ausgetreten, ein Geländer mit Messingknauf, an den Krümmungen ist die graue Farbe durchgewetzt bis aufs alte Metall. Seine Hand legt sich auf das Geländer und liegt dort, als wüsste sie den Weg. Auf dem Absatz zwischen den Stockwerken bleibt er stehen, einen Atemzug lang, ohne Grund. Dann geht er weiter und vergisst, dass er gestanden hat.

Zimmer 214. Sein Vater sitzt am Fenster, die Hände auf den Knien, das Kinn leicht gehoben, als höre er auf etwas. Er ist dünner geworden, wieder, das Hemd steht am Hals ab. Auf der

Fensterbank liegen drei Kastanien in einer Reihe. Das Zimmer ist ordentlich auf die Art, wie Zimmer ordentlich sind, in denen fremde Hände Ordnung halten: alles an seinem Platz, nichts an seinem. An der Wand hängt das gerahmte Foto vom Richtfest zweiundachtzig, Heinrich oben auf dem Dachfirst, die Mütze schief, unten dreißig Männer mit Bierflaschen. Die Uhr auf der Kommode geht siebzehn Minuten vor. Sie geht seit Jahren siebzehn Minuten vor, und Heinrich lässt niemanden daran.

„Papa.“

Heinrich dreht den Kopf, mustert ihn freundlich und von weit her. „Sind Sie vom Amt?“

„Ich bin's. Christoph.“

„Christoph“, sagt Heinrich, und für einen Moment sitzt das Wort richtig, dann rutscht es wieder weg. „Die Amsel kommt um vier. Sie ist unpünktlich, aber sie kommt.“

Christoph setzt sich auf den zweiten Stuhl, der zu niedrig ist für das Fenster. Er hat Lakritz mitgebracht, die Schnecken, die es früher sonntags gab. Heinrich nimmt die Tüte, bedankt sich höflich wie bei einem Fremden, schüttet die Schnecken auf den Tisch und beginnt, sie zu ordnen. Reihen zu vieren, die Enden nach links. Er isst keine. Das Ordnen ist das Essen geworden.

Dann geschieht etwas, das seit Jahren nicht geschehen ist. Heinrich greift über den Tisch, nimmt Christophs Hand und dreht sie um, die Handfläche nach oben, und betrachtet sie, wie er früher nach Feierabend die Hände seiner Leute betrachtet hat, auf Splitter, auf Schwielen, auf das, was ein Tag hinterlässt. „Schreibtisch“, sagt er. Nur das eine Wort. Christoph weiß nicht, ob es eine Diagnose ist oder ein Vorwurf oder gar nichts, und Heinrich legt die Hand zurück auf den Tisch wie ein Werkzeug, das man gerade nicht braucht.

Zweimal im Jahr hat sein Vater das früher gemacht, nach den Sommerferien auf dem Bau. Er hat die Hände seines Sohnes umgedreht wie die seiner Leute, sie angesehen und nichts gesagt. Was er darin gern gefunden hätte, weiß Christoph bis heute nicht.

„Papa, du hast heute Nacht nach jemandem gefragt. Nach dem Jungen. Wer ist der Junge?“

Heinrichs Hände halten inne, über der dritten Reihe. Er schaut aus dem Fenster, in den Garten, wo die Hochbeete stehen.

„Der Junge sitzt immer so lange“, sagt er dann. Und nach einer Pause, leiser, fast anerkennend: „Der kann das.“

„Wer, Papa? Wen meinst du?“

Aber die Tür ist schon wieder zu. Heinrich ordnet die vierte Reihe, richtet eine Schnecke aus, die quer liegt, und beginnt von einem Dachstuhl in Winterberg zu erzählen, achtundsiebzig, als der Kran nicht kam und sie die Pfetten von Hand hochgezogen haben, mit einem Flaschenzug am Giebel. Die Geschichte hat keinen Anfang und kein Ende, aber die Zahlen darin stimmen vermutlich alle.

Dann, mitten in einem Satz über Schneelasten, dreht Heinrich den Kopf und sieht ihn an, klar, ganz nah plötzlich. „Baust du noch das große Ding am Wasser?“

Christoph braucht eine Sekunde. „Ja. Wir warten auf die Entscheidung.“

„Bau es nicht zu glatt“, sagt Heinrich. „Glatte Häuser kann keiner anfassen.“

„Sagt der Mann, der dreißig Jahre Eternit verbaut hat.“

Heinrich lacht. Es ist ein kurzes, echtes Lachen, das Lachen von früher, das im Hof stand wie ein Werkzeug, und für zwei

Sekunden sitzen da Vater und Sohn und wissen beide, wer der andere ist. Dann schaut Heinrich auf die Lakritzreihen, als sähe er sie zum ersten Mal, und fragt, ob die Amsel schon da war.

Eine Pflegerin kommt herein, jung, das Namensschild sagt Sina, sie bringt Wasser und ein Medikament im Becher. „Herr Falk, Ihr Besuch ist ja immer noch da, das haben wir gern“, sagt sie zu Heinrich, nicht über ihn. Sie wischt mit einem Tuch über die Fensterbank und wischt um die drei Kastanien herum, ohne sie zu verschieben. Zu Christoph sagt sie im Hinausgehen, leiser: „Heute Nacht war viel los. Er stand immer wieder auf und wollte in den Flur, immer in dieselbe Richtung, zum Treppenhaus. Jetzt ist er wieder ganz bei sich. So, wie er jetzt eben bei sich ist.“

Der Satz bleibt bei Christoph hängen, er weiß nicht, an welchem Haken.

Er bleibt fünfzig Minuten. Als er geht, legt er seinem Vater die Hand auf die Schulter, und Heinrich legt für eine Sekunde seine Hand darauf, warm und leicht, ohne aufzusehen. Es ist der ganze Abschied, und es ist mehr, als Christoph erwartet hat.

An der Tür holt ihn die Stimme seines Vaters noch einmal ein, beiläufig, ohne dass Heinrich sich umdreht. „Sag dem Jungen, er soll wiederkommen.“

Christoph bleibt einen Moment im Türrahmen stehen. „Mach ich, Papa“, sagt er dann. Was soll man sonst sagen.

Er nimmt den Ausgang durch den Garten, der kürzer zum Parkplatz ist. Die Hochbeete stehen in zwei Reihen, Kräuter, Ringelblumen, ein Beet mit jungen Salaten, dazwischen Trittplatten. Vor den Geranienkästen an der Südwand steht eine alte Frau in Gummistiefeln, eine Gießkanne in der Hand, und weist einen Pfleger zurecht, der doppelt so groß ist wie sie. „Mittags gießt man nicht. Mittags verbrennen die Blätter,

das weiß jedes Kind, das mal einen Balkon hatte. Wollen Sie Geranien oder wollen Sie Suppe?“ Und als der Pfleger etwas von Dienstplan sagt: „Und die Rosen fassen Sie gar nicht erst an. Sie und Rosen, das wird nichts mehr in diesem Leben.“ Der Pfleger grinst zu Christoph herüber, das entschuldigende Grinsen von Personal, das seine Lieblingsbewohnerin verteidigt, ohne es zuzugeben.

Als Christoph vorbeigeht, hört das Schimpfen auf. Einen Atemzug lang ist der Garten still, nur die Gießkanne tropft auf die Trittplatte. Er spürt einen Blick zwischen den Schulterblättern, so deutlich wie eine Hand. Er dreht sich nicht um. Hinter ihm setzt das Schimpfen wieder ein, leiser jetzt, als wäre der Zorn schon halb verrauchte.

Auf dem Parkplatz bleibt er neben dem Auto stehen und sieht zur Fassade zurück. Ohne es zu wollen, zählt er die Fensterachsen, das macht sein Kopf von allein, seit dem Studium. Dreizehn. Irgendetwas an diesem Haus stimmt nicht, und es ist nichts, was man in einen Mängelbericht schreiben könnte. Es ist das Gefühl, ein Wort zu lange angesehen zu haben, bis es fremd wird. Nur umgekehrt. Er versucht es zu lokalisieren, professionell, wie einen Mangel: die Proportionen, der Sockel, die Achsabstände. Nichts greift. Er könnte hundert Häuser aus dem Gedächtnis zeichnen, mit Maßketten. Dieses hier könnte er nicht zeichnen, und er war eben noch drin.

Er steigt ein, und statt den Motor zu starten, sitzt er eine Minute lang einfach da, die Hände im Schoß, und schaut durch die Scheibe auf die Platanen. Er kann sich nicht erinnern, wann er zuletzt irgendwo eine Minute lang einfach gesessen hat, ohne dass die Minute einen Zweck hatte. Dann startet er den Motor, weil ihm die Minute unheimlich wird.

Auf der Ausfallstraße klingelt das Telefon, und diesmal ist es Lea. Er nimmt sofort ab, zu schnell fast.

„Hey“, sagt sie. „Du, wegen der Anrufe neulich. Hat sich erledigt.“

„Was hat sich erledigt?“

„Dieses Berufe-Ding am Freitag. Jeder sollte jemanden mitbringen, der was erzählt. Ich häng mich bei Hanna dran, ihre Mutter nimmt mich mit.“

Zwei Anrufe, vor zwei Tagen, für diese eine Frage, und die Anmeldefrist war gestern. Kein Vorwurf in ihrer Stimme, nicht einmal Enttäuschung, nur die glatte Freundlichkeit von jemandem, der gelernt hat, rechtzeitig einen Plan B zu haben. Das ist das Schlimmste daran, denkt Christoph, dieses Fehlen von Vorwurf, das lauter ist als jeder Vorwurf.

„Lea, ich kann am Freitag ...“

„Echt, schon geregelt. Muss los, Hanna wartet. Grüß Opa.“

Weg. Christoph fährt durch den Feierabendverkehr und rechnet nach, wann aus Leas Anrufen Fristen geworden sind, die ablaufen, ohne dass jemand mahnt. Er kommt auf kein Datum. So etwas hat kein Datum.

Im Rückspiegel war das Haus kleiner geworden, und je kleiner es geworden war, desto bekannter war es ihm vorgekommen.

Kapitel 4 - Diagnosen

Am Morgen des Kardiologentermins steht Christoph länger als sonst vor dem Badezimmerspiegel. Er prüft sein Gesicht, wie er eine Fassade vor der Abnahme prüft. Keine Risse sichtbar. Er probiert das Gesicht, das er machen wird, wenn jemand fragt, wie es ihm geht, und es funktioniert einwandfrei.

In den zwei Wochen danach wird er gründlich vermessen. Der Hausarzt findet nichts, ein EKG wie aus dem Lehrbuch, Blutwerte, für die man ihn beglückwünscht. „Sicherheitshalber“ schickt er ihn weiter. Die Kardiologin heißt Dr. Marquardt, ihre Praxis riecht nach Kaffee, und auf dem Belastungs-EKG tritt Christoph gegen das Gerät an, als könnte man gegen ein Gerät gewinnen. Sie schaut auf die Kurven und dann über die Brille. „Sie müssen nicht siegen, Herr Falk. Sie müssen nur treten.“

Es gibt jetzt Termine in seinem Kalender, die als extern getarnt sind. Blutdruckmessung, nüchtern zur Blutabnahme, das Belastungs-EKG. Seine Assistentin bucht sie ohne Fragen, und Christoph ertappt sich bei dem Gedanken, dass er froh ist, wie wenig sie fragt, und dass genau das vielleicht kein gutes Zeichen ist, für keinen von beiden.

Vierundzwanzig Stunden trägt er einen Rekorder unter dem Hemd, Kabel auf der Brust, und sitzt damit in zwei Terminen. Dem Bauherrn aus Frankfurt erzählt er etwas von einer Fitnessstudie, in die ihn seine Frau eingeschrieben habe. Die Lüge kommt so glatt heraus, dass sie ihn erst am Abend einholt, beim Abkleben der Elektroden, allein im Bad, als er die roten Abdrücke auf der Haut sieht und denkt: Ich verstecke ein gesundes Herz, als wäre es eine Affäre.

Beim Befundgespräch legt Dr. Marquardt die Ausdrucke nebeneinander wie Baupläne. „Ihr Herz ist kerngesund. Keine Rhythmusstörung, keine Ischämie, nichts. Was Sie mir beschrieben haben, die Hitze, die Todesangst, dieses Gefühl, neben sich zu stehen: Das spricht für eine Panikattacke.“

„Meiden Sie inzwischen bestimmte Situationen?“, fragt sie noch, den Stift schon am Überweisungsblock. „Nein“, sagt Christoph, und während er es sagt, fällt ihm ein, dass er die Dienstagspräsentation an zwei Kollegen abgegeben hat. Wegen Terminüberschneidung, hat er gesagt. Der Beamer in Raum drei zieht beim Hochfahren immer diesen hellen Kegel durch das halbe Zimmer.

Das Wort landet auf dem Schreibtisch wie ein falsch adressierter Brief. Panik haben andere Leute. Christoph hört sich sagen: „Ich bin eigentlich kein ängstlicher Mensch.“

„Das sagen hier fast alle“, sagt sie freundlich. „Meistens die mit den besten Werten.“ Sie schreibt ihm eine Überweisung, Psychokardiologie oder Psychotherapie, seine Wahl, und sagt noch, ohne jede Feierlichkeit: „Das ist behandelbar, Herr Falk. Es ist sogar gut behandelbar. Aber nicht von Ihrem Herzen aus, da gibt es nichts zu behandeln.“

Er nimmt den Zettel, wie man einen Bauantrag entgegennimmt, den man nicht selbst gestellt hat. Im Auto beschließt er, das Wort nicht zu googeln. Er weiß, wie er ist, wenn er anfängt zu recherchieren, und er will nicht wissen, was das Internet aus einem Mann macht, der bei Folie fünfzehn fast gestorben wäre und dem nichts fehlt. Der Beschluss fühlt sich vernünftig an. Wie lange er hält, ist eine andere Frage.

Einen Termin für ein Erstgespräch zu bekommen ist schwieriger, als eine Baugenehmigung zu beschleunigen, und Christoph versucht beides auf dieselbe Art. Er lässt das Büro

herumtelefonieren, fragt nach Wartelisten, nach Privatpraxen, nach jemandem, den man kennt. Als seine Assistentin fragt, für welchen Geschäftspartner der Termin denn sei, sagt er: „Für mich“, und der kleine Stolz darüber, dass er es gesagt hat, schämt sich noch im selben Moment dafür, dass es Überwindung war.

Die Therapeutin, bei der er drei Wochen später sitzt, heißt Behrend und arbeitet in einer Altbauwohnung mit vollen Bücherregalen und einem Sessel, der besser ist als alles in seinem Büro. Keine Klangschalen, kein Zimmerbrunnen, nichts, worüber er sich hätte retten können. Sie fragt schlicht.

„Wann hat es angefangen?“

„Vor fünf Wochen. In einer Präsentation.“

„Und davor?“

„Davor war nichts.“

„Gab es so etwas früher schon einmal? Auch vor langer Zeit?“

Er denkt nach, ehrlich, er geht die Jahre durch wie Aktenordner. „Nein“, sagt er dann. „Nie.“ Und das Nein ist vollkommen aufrichtig.

„Wachen Sie nachts auf?“

„Um drei. Manchmal um vier.“

„Und was machen Sie dann?“

„Rechnen.“

Sie nickt langsam, als hätte er etwas Interessantes gesagt, und schreibt nichts auf.

Sie lässt den Satz liegen, wo er liegt, und schaut ihn an. Die Stille dauert vier Sekunden, dann füllt er sie, das kann er, er erzählt vom Projekt, vom Büro, von der Verantwortung für dreißig Leute, von fünfzehn Jahren Aufbau, vom Vater im Heim, das erwähnt er auch, in einem Nebensatz, wie einen Posten in einer Aufstellung. Seine Mutter kommt einmal vor,

gestorben, als er zwanzig war, Bauchspeicheldrüse, sieben Monate von der Diagnose bis zum Ende. Er sagt es in dem Tonfall, in dem man ein Baujahr nennt. Sie hört zu, bis er fertig ist, und schreibt zwei Wörter auf ihren Block.

„Herr Falk“, sagt sie dann, „Sie haben mir gerade Ihren Lebenslauf erzählt. Ich hatte nach Ihnen gefragt.“

Er schweigt. Es ist kein unangenehmes Schweigen, das ist das Merkwürdige, es ist das erste Schweigen seit Wochen, das ihm niemand berechnet.

Von der Panik erzählt er ihr alles, die Hitze, das Kippen, die Buchführung seiner Angst. Von den drei Sekunden erzählt er nichts. Er könnte nicht sagen, warum. Vielleicht, weil die Angst ein Problem ist und Probleme in dieses Zimmer gehören. Das andere ist kein Problem. Das andere ist das Einzige seit Wochen, das keines ist, und er hat nicht vor, es von irgendjemandem einordnen zu lassen, nicht einmal von einer Frau mit klugen Augen und einem guten Sessel.

Am Ende fragt er, ob man die Abstände zwischen den Terminen verkürzen kann, falls es hilft, er meint es praktisch, wie man eine Bauzeit verkürzt, mit mehr Kolonnen. Frau Behrend schaut ihn einen Moment an. „Das hier ist keine Baustelle, Herr Falk. Es gibt keinen Beschleunigungszuschlag.“ Er mag sie dafür, ein kleines bisschen, gegen seinen Willen.

Sie gibt ihm für den Anfang etwas Einfaches mit, länger ausatmen als einatmen, vier Sekunden ein, sechs aus, mehrmals am Tag, nicht erst im Ernstfall. „Das ist kein Trick gegen die Angst“, sagt sie. „Das ist Handwerk. Tricks halten nicht.“ Der Satz gefällt ihm, gegen seinen Willen. Sie vereinbaren vierzehntägig, donnerstags um siebzehn Uhr. Es ist der erste wiederkehrende Termin seit Jahren in seinem Kalender, der kein Projekt ist. Er trägt ihn als Beratung ein. Er notiert die Übung in sein Telefon wie eine Bauauflage, Frist:

laufend. Auf dem Heimweg merkt er, dass es ihm besser geht, und wenn er ehrlich ist, geht es ihm besser, weil es jetzt einen Prozess gibt. Ein Problem mit Prozess ist ein halbes Problem. So hat er immer gebaut.

In der Firma ist der Boden dünner geworden. Die Stadt hat die Entscheidung um zwei Wochen verschoben, offiziell wegen Gremienterminen, und die Hamburger haben eine Nachreichung eingereicht, heißt es, Visualisierungen, vielleicht mehr. Victor läuft durch die Flure wie ein Wetterumschwung. „Wir müssen liefern können, bevor sie fragen“, sagt er in jeder zweiten Besprechung, und lässt Szenarien rechnen, Kostenvarianten, eine abgespeckte Fassung, die keiner will und die man trotzdem in der Schublade haben muss.

In der Szenarienrunde am Dienstag geht es um die Promenade. Der Kostenplaner hat die Baumreihen halbiert und die Holzdecks gegen Betonwerkstein getauscht, auf dem Papier eine halbe Million, auf den Visualisierungen ein Unterschied wie zwischen einem Ort und einer Fläche. Christoph hört sich dagegenreden, länger als nötig, mit mehr Wärme als nötig, und merkt, wie der Raum ihn ansieht. „Bäume kann man nachpflanzen“, sagt Victor am Ende, nicht unfreundlich. „Aufträge nicht.“ Die Runde lacht, das Thema ist durch, die Bäume bleiben vorerst drin, als Verhandlungsmasse. Christoph nickt und fragt sich auf dem Weg zurück ins Büro, seit wann ihm Bäume nahegehen.

Nach der Szenarienrunde fängt ihn auf dem Flur der junge Projektleiter ab, der die Promenade gezeichnet hat, und sagt halblaut: „Danke wegen der Bäume.“ Christoph winkt ab, Verhandlungsmasse, sagt er, nichts versprochen. Aber er freut sich den halben Nachmittag darüber und kommt sich dabei albern vor, ein Mann Mitte vierzig, der sich über einen Flursatz freut wie über eine Auszeichnung.

Am Donnerstag sitzen sie mit den Fachplanern im kleinen Besprechungsraum, sieben Leute, die Luft verbraucht, die Jalousien halb unten, auf dem Flipchart die Reste der letzten Sitzung. Als der Techniker den Beamer startet, springt der Lichtkegel an die Wand, und in dem Kegel hängt Staub.

Christoph sieht ihn, und sein Körper ist schneller als jeder Gedanke. Das Herz setzt den bekannten Schlag zu früh, die Wärme legt sich an den Kragen, und diesmal kommt keine Stille, diesmal kommt nur die Angst, und mit ihr, schlimmer, die Angst vor der Angst, dieses neue Wissen: Ich kenne das jetzt, ich weiß, wohin das führt, es führt dorthin, wo ich vor allen Leuten verschwinde.

Er steht auf, mitten im Satz des Haustechnikplaners. „Entschuldigung, ich muss kurz den Statiker erwischen, bevor der im Flieger sitzt.“ Es klingt plausibel. Alles, was er sagt, klingt immer plausibel, das ist sein Beruf, und zum ersten Mal kommt ihm dieser Beruf ein wenig unheimlich vor.

Im Treppenhaus stellt er sich ans Fenster, unten liegt der Parkplatz, ein Lieferwagen rangiert. Vier Sekunden ein, sechs aus. Er zählt, verzählt sich, fängt neu an. Beim vierten Durchgang wird der Kragen kühler. Beim sechsten steht er nur noch da, ein Mann am Fenster, dem nichts fehlt, was man sehen könnte. Unten auf dem Parkplatz sitzt einer der Handwerker vom Nachbargebäude auf der Ladekante seines Transporters, isst ein Brötchen und hält das Gesicht in die Sonne, die Beine ausgestreckt, als hätte der Tag beschlossen, ihm zu gehören. Christoph sieht ihm zu wie durch Schaufensterglas auf etwas, das man nicht kaufen kann. Dann geht er zurück.

Es hat funktioniert, halb. Es war da, und es ist kleiner geworden. Beides stimmt, und er weiß nicht, welches von beidem schwerer wiegt.

Als er zurückkommt, läuft die Folie sieben, und niemand schaut auf. Sein Stuhl steht noch schräg, sein Block liegt aufgeschlagen da, sein Kaffee ist um ein Grad kälter geworden. Die Welt hat zwei Minuten ohne ihn funktioniert und nichts davon gemerkt. Victor schaut kurz zu ihm herüber. „Alles gut?“, formt er lautlos. „Statiker“, formt Christoph zurück. Victor nickt und sieht eine Sekunde zu lang hin, ehe er sich wieder der Wand zuwendet. Es ist nichts. Es ist genau die Sekunde, aus der bei Victor irgendwann Akten werden.

Beim Abendessen fragt Miriam, ob alles in Ordnung ist. „Du bist so still.“ „Müde“, sagt er. Das Wort ist über die Jahre ein Möbelstück geworden. Man stellt es zwischen sich, und beide wissen, wozu es da ist, und keiner sagt es.

Am Abend, zu Hause, legt Christoph in seinem Kalender eine neue Kategorie an. Sie hat keinen Namen, nur eine Farbe, Grau. Grau ist die einzige Farbe, die noch frei war. Projekte sind blau, Familie ist grün, die Läufe, zu denen er nie kommt, sind orange. Alles in seinem Leben hat eine Farbe, und das Ding ohne Namen bekommt den Rest. Er markiert den Tag der Präsentation und den heutigen Donnerstag. Zwei graue Punkte in fünf Wochen.

Zwei Punkte machen noch keine Linie, sagt er sich.

Er sagt es sich zweimal.

Lust auf die ganze Geschichte?

Wenn dir diese Leseprobe gefallen hat, dann entdecke, wie es weitergeht.

Scanne einfach den QR-Code oder nutze den Link, um direkt zur Bestellung zu gelangen:



[Zum Buch](#)